

NEU ÜBERSETZT VON KAREN NÖLLE

URSULA K. LE GUIN GRENZWELTEN

ZWEI ROMANE



| TOR

Ursula K. Le Guin

Grenzwelten

Zwei Romane: Das Wort für Welt ist Wald |
Die Überlieferung

Aus dem amerikanischen Englisch neu übersetzt von Karen
Nölle

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Zwei große SF-Romane von Ursula K. Le Guin in vollständiger Neuübersetzung.

Ursula K. Le Guins visionäre Hainish-Romane, die davon erzählen, wie die Menschheit ferne Planeten besiedelt, haben die Landkarte der modernen Science Fiction neu entworfen. In "Das Wort für Welt ist Wald" versklaven Kolonisten einen ganzen Planeten, um sich seiner Ressourcen zu bemächtigen – doch die Waldbewohner wissen sich zu wehren. "Die Überlieferung" ist die erschütternde Geschichte einer Gesellschaft, die ihr kulturelles Erbe unterdrückt hat.

Die Neuübersetzung von Karen Nölle zeigt erstmals Le Guins ganze sprachliche Meisterschaft.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Ursula K. Le Guin (1929–2018) gilt als die Grande Dame der angloamerikanischen Science Fiction. Sie wurde mit zahlreichen Literatur- und Genrepreisen ausgezeichnet, zuletzt mit dem National Book Award für ihr Lebenswerk. Ihre Bücher beeinflussten viele namhafte Autoren, darunter Salman Rushdie und David Mitchell ebenso wie Neil Gaiman und Ian M. Banks.

Weitere Informationen finden Sie auf www.tor-online.de und www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe von »Das Wort für Welt ist Wald« erschien 1976 unter dem Titel »The Word for World is Forest« bei Berkley Books, Penguin.

© 1976 Ursula K. Le Guin

Die Originalausgabe von »Die Überlieferung« erschien 2000 unter dem Titel »The Telling« bei Harcourt.

© 2000 Ursula K. Le Guin

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Covergestaltung: Nele Schütz Design, München unter Verwendung von Bildern von Shutterstock/Aleksandrs Sokolovs, studio2013, NASA iamages, COLOA Studio, Chansom Pantip

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen

Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-491365-0

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Inhalt

Das Wort für Welt ist Wald

Vorwort

Womit der Weg zur Hölle gepflastert ist

Gleichzeitigkeit ist fast immer möglich

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

Die Überlieferung

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

Das Wort für Welt ist Wald

Vorwort

Womit der Weg zur Hölle gepflastert ist

In allem, was Freud geschrieben hat, gibt es für mich nichts Schöneres als seine Behauptung, Künstler würden ihre Werke schaffen, weil es sie dränge, »Ehre, Macht, Reichtum, Ruhm und die Liebe der Frauen« zu erwerben. Es ist eine so beruhigende, so umfassende Aussage; sie sagt alles über den Künstler. Und manche Künstler sind sich sogar mit ihm einig. Ernest Hemingway zum Beispiel; wenigstens hat er behauptet, er schreibe des Geldes wegen, und als geehrter, mächtiger, reicher, berühmter Autor, der von den Frauen geliebt wurde, musste er es ja wissen.

Weniger abwegig ist meines Erachtens eine andere Äußerung darüber, wonach Künstler streben; die ersten beiden Strophen lauten:

Reichtümer schätze ich gering,

*Der Liebe lach ich Hohn,
Und wie ein Traumgespinnst verging
Die Ruhmsucht zeitig schon.*

*Ein einziges Gebet bewegt
von selbst die Lippen mir:
»O lass das Herz, wie's in mir schlägt,
Und gib mir Freiheit hier!«*

Diese Zeilen hat Emily Brontë mit zweiundzwanzig Jahren geschrieben. Sie war eine junge, unerfahrene Frau, weder geehrt noch reich noch mächtig noch berühmt, und für die Liebe (von Frauen oder sonst wem) hatte sie gar nichts übrig. Trotzdem meine ich, dass sie weit eher als Freud befugt war, sich darüber zu äußern, was einen Künstler motiviert. Er hatte eine Theorie. Aber sie sprach aus Erfahrung.

Für etwas so Komplexes, Uraltetes und Vielseitiges wie Kunst einen einzigen Antrieb ausmachen zu wollen dürfte sinnlos, wenn nicht widersinnig sein. Für mich ist Brontë dem mit ihrem Wort »Freiheit« allemal nahe genug gekommen.

Demnach ist das Streben nach Kunst, auf Seiten des Künstlers wie des Publikums, ein Streben nach Freiheit. Wenn man dem folgt, ist es unmittelbar einzusehen, warum wirklich ernsthafte Menschen die Künste ablehnen, beargwöhnen und als »Eskapismus« verwerfen. Der gefangene Soldat, der sich einen Tunnel aus dem Kerker gräbt, der entlaufene Sklave und Solschenizyn im Exil sind Eskapisten. Oder nicht? Brontës

Definition hilft jedoch außerdem zu erklären, weshalb alle gesunden Kinder singen, tanzen, malen und mit Sprache spielen können; weshalb Kunst zunehmend zu einem wichtigen Element der Psychotherapie wird; weshalb Winston Churchill gemalt hat, weshalb Mütter Wiegenlieder singen und worin Platons *Staat* irrt. Sie ist wahrlich weit brauchbarer als die von Freud, wenn auch nicht annähernd so lustig.

Was Freud in diesem Zusammenhang unter »Macht« versteht, erschließt sich mir nicht ganz. Vielleicht ist es bedeutsam, dass Brontë sie nicht erwähnt. Shelley tut es indirekt: »Dichter sind die geheimen Gesetzgeber der Welt.« Das ist vielleicht nicht allzu weit von dem entfernt, was Freud im Sinn hatte, denn ich bezweifle, dass es die unmittelbare, freudvolle Macht des Künstlers über seinen Stoff war – die formende Hand, des Tänzers Sprung, die Macht des Romanschriftstellers über das Leben und Sterben seiner Figuren; was er vielmehr gemeint haben wird, ist die Macht der Idee, andere Menschen zu beeinflussen.

Der Wunsch nach Macht in der Bedeutung von ›Macht über andere‹ ist das, was die meisten Menschen vom Pfad des Freiheitsstrebens abbringt. Dass Brontë sie nicht erwähnt, hat vermutlich den Grund, dass sie für Emily nicht die geringste Versuchung darstellte, anders etwa als für ihre Schwester Charlotte. Emily interessierte sich null für die Moral anderer Leute. Dieser Versuchung erliegen allerdings viele Künstler, insbesondere Künstler des Wortes, die ihre Ideen in ihren Werken ja buchstäblich zur Sprache bringen müssen. Ihnen

geht auf, dass sie anderen Gutes tun können. Dann vergessen sie die Freiheit und verfallen, statt in göttlicher oder Shelley'scher Anmaßung Gesetze zu erlassen, dem Predigen.

In dieser Geschichte, *Das Wort für Welt ist Wald*, die als reines Streben nach Freiheit und Traum begann, bin ich, teilweise, der Lockung der Kanzel erlegen – eine sehr starke Verlockung für Science-Fiction-Autoren, die unmittelbarer als die meisten Romanautoren mit Ideen arbeiten, deren Metaphern durch Ideen motiviert sind oder sie verkörpern und die deshalb ständig in Gefahr sind, Ideen und Meinungen unauflöslich miteinander zu verquicken.

The Little Green Men (der erste Lektor, Harlan Ellison, hat, mit meiner eher widerstrebenden Erlaubnis, den Titel geändert) ist im Winter des Jahres 1968 entstanden, während eines einjährigen Aufenthalts in London. Ich hatte mich vom Anfang der Sechzigerjahre an in meiner US-amerikanischen Heimatstadt an der Organisation und Durchführung gewaltfreier Demonstrationen beteiligt, zuerst gegen Atombombentests, dann gegen das Engagement der USA im Vietnamkrieg. Ich weiß nicht, wie oft ich, mit dem Gefühl von Vergeblichkeit, tumb und halsstarrig zusammen mit zehn, zwanzig oder hundert anderen tumben, halsstarrigen Seelen im Regen durch die Alder Street marschiert bin. Wir wurden jedes Mal fotografiert, nicht von der Presse, sondern von seltsam aussehenden Menschen mit billigen Kameras: Leute von der John Birch Society? Vom FBI? Der CIA? Verrückte? Keine Ahnung. Ich grinste ihnen immer zu oder streckte die Zunge

heraus. Einmal brachte einer meiner zornigeren Freunde eine Kamera mit und fotografierte die Fotografen. Aber es gab immerhin eine Friedensbewegung, und ich war dabei; ich hatte eine Möglichkeit, zu handeln und meine ethischen und politischen Ansichten zum Ausdruck zu bringen, die von meinem Schreiben völlig losgelöst war.

Während des Jahres in England, als Gast und Ausländerin, hatte ich kein solches Ventil. Und 1968 war ein bitteres Jahr für alle Kriegsgegner. Das Lügen und Heucheln vervielfachte sich; und ebenso das Töten. Außerdem wurde deutlich, dass es sich bei der Ethik, die das Entlauben von Wäldern und Grünflächen und die Ermordung von Zivilisten im Namen des »Friedens« billigte, nur um eine logische Konsequenz aus jener Ethik handelte, die es gestattet, natürliche Ressourcen zum Zweck persönlicher Bereicherung oder der Mehrung des Bruttosozialprodukts zu plündern und die Geschöpfe dieser Erde im Namen des »Menschen« zu töten. Der Sieg der Ausbeutungsethik, in allen Gesellschaften, erschien so unvermeidlich wie verhängnisvoll.

Dieser von mir verinnerlichte Druck bildet den Bodensatz dieser Geschichte: Sie brach sich gleichsam gegen meinen bewussten Widerstand Bahn. Dass mir noch nie eine Geschichte leichter, flüssiger aus der Feder geflossen ist – aber auch beim Schreiben noch nie weniger Freude bereitet hat –, habe ich bereits anderswo erzählt.

Mir war, wegen der zwingenden Logik, der sie folgt, klar, dass sie vermutlich zu einer Predigt geraten würde, und ich

kämpfte dagegen an. Man sage nie, es lohne nicht zu kämpfen. Weder Lyubov noch Selver stellen einen bloßen Triumph der Tugend dar; zumindest diese beiden Figuren haben ihre moralische und psychologische Komplexität bewahrt. Davidson allerdings ist, wenn auch nicht unkomplex, rein; er ist ausschließlich böse – auch wenn ich nicht wissentlich daran glaube, dass es ausschließlich böse Menschen gibt. Aber mein Unbewusstes ist anderer Meinung. Es hat in sich hineingeschaut und aus dem, was es dort fand, Captain Davidson geschaffen. Ich verleugne ihn nicht.

Die US-amerikanische Einmischung in Vietnam ist vorbei; der unmittelbar unaushaltbare Druck hat sich verschoben, deshalb treten die moralisierenden Aspekte der Geschichte heute deutlich zutage. Sie sind mir unangenehm, aber ich verleugne auch sie nicht. Das Werk muss damit stehen oder fallen, wie viel es noch von der Sehnsucht enthält, die all der konkreten Empörung zugrunde liegt; und damit, inwieweit es ihm, Zorn und Verzweiflung zum Trotz, gelingt, sich nach Gerechtigkeit, Geist, Gnade und Freiheit zu strecken.

Gleichzeitigkeit ist fast immer möglich

Vor ein paar Jahren, nicht lange nach der Erstveröffentlichung von *Das Wort für Welt ist Wald*, hatte ich das große Vergnügen, Dr. Charles Tart kennenzulernen, einen Psychologen, der für

seine Erkenntnisse über veränderte Bewusstseinszustände bekannt ist und diese in *Altered States of Consciousness* beschrieben hat. Er fragte mich, ob ich mir für die Athscheaner in meinem Buch das Volk der Senoi in Malaysia zum Vorbild genommen hätte. Wen?, fragte ich, und daraufhin erzählte er mir von ihnen. Die Senoi sind oder waren ein Volk mit einer Kultur, in der das Träumen und der Umgang mit Träumen so sehr zum Leben gehören, dass es eigens eine Ausbildung dafür gibt. Dr. Tarts Buch enthält einen kurzen, von Kilton Stewart verfassten Artikel über diese Menschen. [1]

In einem Haus der Senoi geht es beim Frühstück zu wie in einer Traumklinik; der Vater und die älteren Brüder hören sich die Träume der Kinder an und analysieren sie ...

Wenn ein Kind der Senoi von einem Falltraum berichtet, reagiert der Erwachsene mit Freude: »Das ist ein wunderbarer Traum, einer der besten, die ein Mensch haben kann. Wohin bist du gefallen, und was hast du entdeckt?«

Bei den Senoi tragen Träume Bedeutung, sie sind aktiv und schöpferisch. Erwachsene treten willentlich in Träume ein, um zwischenmenschliche und interkulturelle Konflikte zu lösen. Sie bringen aus ihren Träumen ein neues Lied oder Werkzeug, einen neuen Tanz oder eine neue Idee mit. Wach- und Traumzustand sind gleichwertig und wirken wechselseitig aufeinander ein.

Der Artikel impliziert, mehr durch Auslassung denn direkt, dass die »großen Träumer« der Senoi Männer sind. Ob das bedeutet, dass Frauen gesellschaftlich weniger gelten, oder ob sie (wie bei den Athscheanern) eine andere, ebenbürtige Funktion haben, wird nicht geklärt. Auch über den Gottesbegriff der Senoi, das Numinose usw. wird nichts gesagt; es wird lediglich festgestellt, dass diese keine Magie praktizieren, obwohl es ihnen durchaus recht ist, dass die Nachbarvölker davon überzeugt sind, dass sie es tun, weil es sie von Überfällen abschreckt.

Sie haben ein System zwischenmenschlicher Beziehungen entwickelt, von dem man vielleicht sagen könnte, dass es, auf dem Gebiet der Psychologie, das gleiche Niveau besitzt wie unsere Errungenschaften etwa auf den Feldern der Fernsehtechnik oder der Nuklearphysik.

Wie es scheint, haben die Senoi seit mehreren hundert Jahren weder Kriege noch Morde erlebt.

Da sind sie, zehn- bis zwölftausend an der Zahl, bauen Feldfrüchte an, jagen, fischen und träumen in den Regenwäldern der malaysischen Berge. Oder vielmehr da waren sie 1935 – vielleicht. Kilton Stewarts Bericht hat, soweit ich weiß, keine wissenschaftlichen Nachfolger gefunden. Waren sie jemals dort? Und wenn ja, sind sie es noch immer? In der Wachzeit, meine ich, dem, was wir so wunderbarerweise als »die reale Welt« bezeichnen. In der Traumzeit sind sie

natürlich da – und hier. Ich glaubte, mein eigenes Häuflein imaginärer Aliens zu erfinden, und habe lediglich die Senoi beschrieben. Im Unbewussten lassen sich, wenn man sucht, nicht nur die Captain Davidsons finden. Auch die stillen Menschen, die nicht töten, wohnen dort. Offenbar verbirgt sich sehr vieles dort: die Dinge, vor denen wir uns am meisten fürchten (und die wir daher leugnen), die Dinge, die wir am meisten brauchen (und die wir daher leugnen). Ich frage mich: Wäre es nicht Zeit, auf unsere Träume und die Träume unserer Kinder zu hören?

»Wohin bist du gefallen, und was hast du entdeckt?«

Ursula K. Le Guin, 1977

Fußnoten

[1] Kilton Stewart, »Dream Theory in Malaya« in *Altered States of Consciousness*, hrsg. von Charles T. Tart (Wiley Sons, 1969; Achor-Doubleday, 1972). Zitiert nach S. 164 und 163 der zweiten Auflage der Ausgabe bei Anchor.

1

Captain Davidson geisterten, als er aufwachte, zwei Dinge von gestern durch den Kopf, und er blieb noch eine Weile im Dunkeln liegen, um sie zu betrachten. Gut: Die neue Fuhre Frauen war angekommen. Kaum zu glauben. Sie waren hier, in Centralville, siebenundzwanzig Lichtjahre von der Erde per NAFAL und vier Stunden von Smith Camp im Heli, der zweite Schwung gebärfähiger Weiber für die Kolonie New Tahiti, gut in Schuss und sauber, 212mal bestes Menschenmaterial. Jedenfalls ziemlich. Schlecht: Der Bericht über Dump Island, Missernten, schwere Erosion, ein Totalausfall. In Davidsons Kopf verblasste die lange Schlange der 212 kleinen, willigen, vollbusigen Wesen, und er sah Regen, der auf gepflügte Böden prasselte, sie zu Morast verschlammte, den Schlamm zu einer roten Brühe verdünnte und über Felsen ins regengepeitschte Meer schwemmte. Die Erosion hatte eingesetzt, bevor er von Dump Island weggegangen war, um Smith Camp zu übernehmen, und da er mit einem außergewöhnlichen visuellen Erinnerungsvermögen begabt war, einem fotografischen Gedächtnis, sah er die Bilder jetzt allzu deutlich vor sich. Es schien, als hätte Kees, dieser Eierkopf, recht, und man müsste dort, wo man Farmer ansiedeln wollte, haufenweise Bäume stehen lassen. Wobei ihm immer noch

nicht einleuchtete, warum eine Sojafarm so viel Platz an Bäume vergeuden musste, wenn man bei der Bewirtschaftung des Bodens streng wissenschaftlich vorging. In Ohio war das nicht so; wer Mais anbauen wollte, baute Mais an und verschwendete keinen Platz auf Bäume und dergleichen. Allerdings war die Erde ein gebändigter Planet, und New Tahiti nicht. Dazu war er hier. Um es zu bändigen. Wenn Dump Island jetzt nur noch aus Felsen und Schluchten bestand, dann weg damit. Auf einer neuen Insel von vorn anfangen und besser machen. Wir lassen uns nicht unterkriegen, wir sind Männer. Was das heißt, wirst du bald lernen, du gottverdammter Scheißplanet, dachte Davidson und grinste in der dunklen Hütte ein wenig vor sich hin, denn er liebte Herausforderungen. Der Gedanke an Männer brachte ihn auf Frauen, und schon begann die Schlange der kleinen Figuren ihm wieder durch den Kopf zu wiegen, lächeln, wackeln.

»Ben!«, brüllte er, während er sich aufsetzte und die nackten Füße auf den bloßen Boden schwang. »Heißwasser, schnellschnell!« Das Brüllen machte ihn angenehm wach. In einer einzigen lässigen Bewegungsfolge reckte er sich, kratzte sich die Brust, zog die Shorts über und trat auf die sonnenbeschienene Lichtung hinaus. Als hochgewachsener, mit harten Muskeln bepackter Mann machte es ihm Freude, seinen durchtrainierten Körper zu benutzen. Ben, sein Krietschi, hatte das Wasser fertig, es dampfte wie üblich über dem Feuer, während er wie üblich daneben hockte und ins Leere starrte. Krietschis schliefen nie, sie saßen bloß da und glotzten.

»Frühstück, schnellschnell!«, sagte Davidson und nahm seinen Rasierer vom rohen Holztisch, auf dem der Krietschi ihn mit einem Handtuch und einem aufgestellten Spiegel bereitgelegt hatte.

Heute war viel zu tun, da er in jenen letzten Momenten vor dem Aufstehen beschlossen hatte, nach Central zu fliegen und die neuen Frauen selbst zu begutachten. Sie würden nicht lange vorhalten, 212 für mehr als zweitausend Männer, und wie beim ersten Schwung waren die meisten wahrscheinlich Kolonialbräute, während nur zwanzig bis dreißig als Freizeitpersonal gekommen waren; aber das waren echt scharfe, geile Weiber, und er hatte fest vor, diesmal bei mindestens einer von ihnen der Erste zu sein, der rankam. Er grinste linksseitig, hielt die rechte Backe weiter für den schnarrenden Rasierer steif.

Der alte Krietschi trödelte vor sich hin und brauchte eine Stunde, bis er ihm das Frühstück aus dem Kochhaus brachte. Als Davidson »Schnellschnell!« brüllte, beschleunigte er sein knochenloses Dahinschleichen ein wenig. Ben war ungefähr ein Meter groß, sein Rückenfell mehr weiß als grün. Er war alt und selbst für einen Krietschi dumm, aber Davidson wusste, wie man ihn behandeln musste. Viele Männer konnten überhaupt nicht mit den Krietschis umgehen, aber er hatte nie Ärger mit ihnen gehabt; er kriegte jeden von ihnen gezähmt, wenn es die Mühe lohnte. Tat es aber nicht. Wenn sie erst genug Menschen hier hatten, Roboter und Maschinen, Städte und Farmen, dann würde niemand mehr die Krietschis brauchen. Und das wäre

gut so. Denn diese Welt, New Tahiti, war buchstäblich für Menschen geschaffen. Aufgeräumt und gesäubert, die dunklen Wälder gerodet und durch offene Kornfelder ersetzt, die primitive Umnachtung, Barbarei und Ignoranz ausgemerzt, wäre es ein Paradies, ein wahres Eden. Eine bessere Welt als die ausgelaugte Erde. Und es wäre seine Welt. Denn das war Don Davidson in seinem tiefsten Herzen: ein Weltenbändiger. Er war kein Angeber, aber er kannte seine Größe. So war er nun mal geschaffen. Er wusste, was er wollte und wie er es bekam. Und er kriegte es immer.

Das Frühstück landete warm in seinem Bauch. Nicht einmal der Anblick von Kees Van Sten, der dick, weiß und sorgenvoll, mit diesen golfballgroßen blauen Glubschaugen auf ihn zukam, konnte ihm die Laune verderben.

»Don«, sagte Kees ohne Begrüßung, »die Holzfäller haben in den Schneisen schon wieder Rotwild gejagt. In der Abstellkammer hinterm Aufenthaltsraum liegen achtzehn Geweihe.«

»Wilderer hat noch keiner vom Wildern abgehalten, Kees.«

»Du könntest ein Machtwort sprechen. Deswegen leben wir unter Kriegsrecht, deswegen untersteht diese Kolonie der Army. Damit die Gesetze eingehalten werden.«

Ein Frontalgriff vom dicken Eierkopf! Es war fast zum Lachen. »Stimmt«, sagte Davidson versöhnlich. »Ich könnte ein Machtwort sprechen. Aber es ist doch so, ich bin für die Männer zuständig. Das ist meine Aufgabe, wie du sagst. Und was zählt, sind die Männer. Nicht die Tiere. Wenn ein bisschen

außergesetzliches Jagen den Männern hilft, das gottverlassene Leben hier auszuhalten, dann habe ich vor, ein Auge zuzudrücken. Sie müssen irgendein Vergnügen haben.«

»Sie haben Spiele, Sport, Hobbys, Filme, Videos von allen größeren Sportereignissen des letzten Jahrhunderts, Alkohol, Marihuana, Hallus und eine frische Fuhre Frauen in Central. Für alle, denen die phantasiearmen Einrichtungen der Army für hygienische Homosexualität nicht reichen. Sie sind total verwöhnt, deine Pionierhelden. Sie müssen keine seltene einheimische Spezies ausrotten, um sich ›zu vergnügen‹. Wenn du nicht handelst, muss ich in meinem Bericht an Captain Gosse einen groben Verstoß gegen die Umweltregeln melden.«

»Mach das, wenn du es für richtig hältst, Kees«, sagte Davidson, der niemals die Beherrschung verlor. Es war nachgerade bedauernswert, wie rot diese Euros im Gesicht anliefen, wenn ihnen die Kontrolle über ihre Gefühle entglitt. »Das ist schließlich dein Job. Ich werde dir deswegen keinen Vorwurf machen; das können die in Central ausfechten und beschließen, wer recht hat. Weißt du, Kees, du willst im Grunde, dass hier alles so bleibt, wie es ist. Ein großer Naturwald quasi. Um ihn zu betrachten, zu studieren. Prima, du bist ein Spesch. Aber verstehst du, wir sind bloß normale Kerle, die ihre Arbeit machen. Die Erde braucht Holz, braucht es dringend. Wir finden Holz auf New Tahiti. Und ... wir sind Holzfäller. Verstehst du, der Unterschied zwischen uns ist, für dich steht die Erde nicht an erster Stelle. Aber für mich tut sie das.«

Kees bedachte ihn mit einem schiefen Blick aus seinen blauen Golfballaugen. »Ach so? Du willst diese Welt zum Abbild der Erde machen, ja? Zu einer Betonwüste?«

»Wenn ich Erde sage, Kees, meine ich die Menschen. Die Menschheit. Du sorgst dich um Hirsche und Bäume und Faserkraut, schön, das ist dein Ding. Aber ich sehe die Dinge gern nüchtern, von oben her, und ganz oben steht bislang der Mensch. Wir sind jetzt hier, und darum wird diese Welt jetzt unseren Weg gehen. Ob es dir passt oder nicht, du wirst der Tatsache ins Auge blicken müssen; so liegen die Dinge nun mal. Hör zu, Kees, ich werde heute auf einen Sprung nach Central fliegen, um mir die neuen Kolonisten anzugucken. Willst du mit?«

»Danke nein, Captain Davidson«, sagte der Spesch schon auf dem Weg zur Laborbaracke. Er war wirklich sehr wütend. Vollkommen aufgebracht über das verfluchte Wild. Es waren ja auch wunderschöne Tiere. In Davidsons lebhafter Erinnerung tauchte der erste Hirsch auf, den er gesehen hatte, hier auf Smith Land, ein großer roter Schatten, zwei Meter Schulterhöhe, mit einem schlanken goldenen Geweih gekrönt, stolze, flinke Brust, das schönste Jagdwild, das man sich vorstellen konnte. Daheim auf der Erde wurden jetzt sogar in den High Rockies und im Himalaja Park Robohirsche eingesetzt, weil es kaum mehr echte gab. Die hiesigen waren für Jäger ein Traum. Also würden sie gejagt werden. Herrje, sogar die Krietschis jagten sie mit ihren läppischen kleinen Bögen. Man würde die Hirsche jagen, weil sie dazu bestimmt waren. Aber

das konnte das alte Weichei Kees nicht begreifen. Im Grunde war er ein kluger Kopf, aber nicht realistisch, einfach nicht rational genug. Er verstand nicht, dass man sich zu den Gewinnern schlagen musste, weil man sonst zum Verlierer wurde. Und der Gewinner war immer der Mensch. Der alte Konquistador.

Davidson schlenderte weiter durch die Siedlung, das Licht der Morgensonne in den Augen, den süßen Duft von gesägtem Holz und warmem Holzrauch in der Nase. War alles ganz ordentlich, für ein Holzfällerlager. Die zweihundert Männer hier hatten in nur drei E-Monaten ein hübsches Stück Wildnis gebändigt. Smith Camp: zwei große Korruptplastgeodäten, vierzig durch Krietschi-Arbeit errichtete Holzhütten, das Sägewerk, der Brenner, dessen blaue Rauchfahne über viele Hektar Stamm- und Schnittholz wehte, oben am Berg der Landeplatz und die große Fertighalle für Helikopter und schweres Gerät. Das war alles. Aber als sie hier ankamen, war hier gar nichts gewesen. Bäume. Ein dunkles Gedränge, ein wüstes Durcheinander aus Bäumen, ohne Ende, ohne Sinn. Ein träger, unter Bäumen versteckter und erstickter Fluss, ein paar in den Bäumen verborgene Krietschibehausungen, ein bisschen Rotwild, behaarte Affen, Vögel. Und Bäume. Wurzeln, Stämme, Äste, Zweige und Blätter, Blätter oben und unten, im Gesicht und in den Augen, Blätter ohne Ende an Bäumen ohne Ende.

New Tahiti bestand größtenteils aus Wasser, warmen seichten Meeren, unterbrochen hier und dort von Riffen, einzelnen Inseln, Inselgruppen und den fünf großen Landen,

Napoleon Bonaparte hat die Briten eine Nation der Krämer genannt, sagte Onkel Hari in ihrem Kopf. Vielleicht im Grunde nicht einmal schlecht?

Sie hatte zu viel im Kopf. Zu viel, was sie Tong erzählen wollte; zu viel, was sie von ihm hören wollte. Sie hatten wenig mehr als eine Stunde Zeit gehabt, sich zu besprechen, und die Direktoren und Minister würden jeden Moment bei ihnen eintreffen.

»Handeln?«, fragte der Gesandte. Sie unterhielten sich auf Dovzanisch, weil Odiedin dabei war.

»Sie sind uns etwas schuldig«, sagte Sati.

»Uns schuldig?«

Die Kultur von Chiffewar war weder militant noch merkantil, so dass Begriffe aus diesen Kontexten für die sonst so klugen und feinsinnigen Chiffewarier schwer zu verstehen waren.

»Du wirst mir vertrauen müssen«, sagte Sati.

»Das tu ich«, sagte der Gesandte. »Aber bitte erklär mir, und sei es noch so kryptisch, worin dieser Handel besteht.«

»Nun, wenn du meine Ansicht teilst, dass wir versuchen sollten, die Bibliothek im Silong zu erhalten ...«

»Ja, natürlich, im Prinzip. Aber wenn wir uns dazu in die akanische Politik einmischen –«

»Wir mischen uns seit siebzig Jahren in die akanische Politik ein.«

»Aber wie könnten wir ihnen willkürlich Informationen verweigern, da es unmöglich wäre, das erste Riesengeschenk

der technologischen Kenntnisse rückgängig zu machen.«

»Der springende Punkt ist, denke ich, der, dass es kein Geschenk war. Sondern einen Preis hatte: die Bekehrung zu einem Glauben.«

»Die Missionare«, sagte Tong nickend. Er hatte schon früher in ihrem hastigen Gespräch die normal menschliche Freude daran bekundet, einst richtig geraten zu haben.

Odiedin hörte ernst und aufmerksam zu.

»Für die Akaner war das Wucher. Sie weigerten sich, den Preis zu zahlen. Und seitdem haben wir ihnen weit mehr Informationen gebracht, als sie erbeten haben.«

»Im Versuch, ihnen zu zeigen, dass es weniger ausbeuterische Methoden gibt ... ja.«

»Der springende Punkt ist, dass wir ihnen immer alles kostenlos gebracht und von selbst angeboten haben.«

»Ja, selbstverständlich«, sagte Tong.

»Aber Akaner zahlen für erhaltenen Wert. In bar, unverzüglich. Aus ihrer Sicht haben sie die ganzen Pläne für den Marsch zu den Sternen und alles andere seither nicht bezahlt. Sie warten seit Jahrzehnten darauf, dass wir ihnen mitteilen, was sie uns schuldig sind. Bis wir das tun, werden sie uns misstrauen.«

Tong nahm den Hut ab, rieb sich das seidige braune Haupt und setzte den Hut etwas tiefer über den Augen wieder auf. »Also bitten wir sie im Gegenzug um Information?«

»Genau. Wir haben ihnen einen Schatz gebracht. Sie besitzen einen Schatz, den wir haben wollen. Auf Terra sagen wir: Wie

du mir, so ich dir.«

»Aber in ihren Augen ist das kein Schatz. Sondern Hetze und haufenweise Faule-Leichen-Aberglaube. Oder nicht?«

»Ja und nein. Ich denke, sie wissen, dass es ein Schatz ist. Wenn es nicht so wäre, warum wären sie so erpicht darauf, ihn zu vernichten?«

»Dann müssen wir sie nicht davon überzeugen, dass die Bibliothek von Silong wertvoll ist?«

»Nun ja, wichtig ist auf jeden Fall, ihnen bewusst zu machen, dass ihr Wert voll dem entspricht, was wir ihnen an Informationen gebracht haben. Und dass sie diesen Wert nur besitzt, wenn wir freien Zugang zu ihr erhalten. Genau wie sie freien Zugang zu allen von uns gebotenen Informationen haben.«

»Wie ich dir, so du mir«, sagte Tong, das Konzept verstehend, wenn auch die Redewendung verdrehend.

»Und noch etwas ist sehr wichtig: dass wir nicht nur von den Büchern im Schoß des Silong reden, sondern von allen Büchern, überall, und allen Leuten, die diese Bücher lesen. Vom ganzen System. Der ganzen Überlieferung. Sie werden sie entkriminalisieren müssen.«

»Sati, darauf werden sie sich nicht einlassen.«

»Es wird nicht anders gehen. Wir müssen es versuchen.« Sie sah Odiedin an, der hoch aufgerichtet neben ihr am langen Tisch saß und aufmerksam lauschte. »Habe ich recht, Maz?«

»Vielleicht nicht alles auf einmal, Yoz Sati«, sagte Odiedin. »Eins nach dem anderen. Damit noch etwas da ist, um das man

verhandeln kann.«

»Ein paar Goldmünzen für einen Teil des Bohnenmehls?«

Odiedin brauchte einen Moment. »So ähnlich«, sagte er schließlich skeptisch.

»Bohnenmehl?«, fragte der Gesandte und blickte von einem zu anderen.

»Das ist eine Geschichte, die wir dir erzählen müssen«, sagte Sati.

Aber da traten schon die ersten Direktoren in den Konferenzraum. Zwei Männer und zwei Frauen, von Kopf bis Fuß in Blau und Braun. Es gab selbstverständlich keine Begrüßungsformalitäten, keine untertänigen Anreden, aber man musste sich einander vorstellen. Als die Namen genannt wurden, sah Sati den Funktionärinnen und Funktionären ins Gesicht. Beamtenmienen. Regierungsmienen. Selbstischer, glatt, hart. Verschlussen. Endlos wiederholbare Variationen der Miene des Monitors. Aber als die Verhandlungen begannen, behielt sie nicht den Monitor, sondern Yaras Gesicht vor Augen.

Sein Leben. Es sollte die Richtschnur für ihre Verhandlungen sein. Sein Leben, Paos Leben. Sie waren der immaterielle, unverrechenbare Wert. Das zu Asche verbrannte Geld, das fortgeworfene Gold. Schritte in die Luft.